

WIERLACHER, ALOIS, & STÖTZEL, GEORG (Hrsg.). (1996). *Blickwinkel. Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution. Akten des III. Internationalen Kongresses der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik, Düsseldorf 1994*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-039-X. 1011 Seiten, DM 98,-.

Seit den ersten Überlegungen über einen "Paradigmawechsel internationaler Germanistik" aus dem Jahr 1980 (vgl. Wierlacher 1980) und der Gründung der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik (GIG) 1984 hat sich die interkulturelle Germanistik zu einer einflußreichen Größe im in- und ausländischen Wissenschaftsbetrieb entwickelt. Davon zeugt nicht zuletzt die multinationale und multidisziplinäre Vielfalt der Teilnehmer und Beiträger des III. Internationalen Kongresses der GIG, die im Juli 1994 in Düsseldorf stattfand und die im vorliegenden Tagungsband dokumentiert ist. Die wissenschaftspolitische Etablierung der neuen Forschungsrichtung, die sich von Anfang an als Verbindung zwischen Muttersprachen- und Auslandsgermanistik verstand, ging allerdings nicht im selben Maß mit einer Festigung ihrer methodisch-theoretischen Grundlagen einher. Kritische, zum Teil polemische Kommentare, insbesondere von seiten der Fachvertreter aus der sog. ‚Dritten Welt‘, haben die Entwicklung der interkulturellen Germanistik von Anfang an begleitet und ihr, neben einem Defizit an Praxisbezug, vor allem die Propagierung einer die Realitäten (post)kolonialer Abhängigkeit verschleiern und insofern ideologischen Vorstellung von einem gleichberechtigten "Wechseltausch" (Wierlacher) der Kulturen vorgeworfen (vgl. z.B. Zimmermann (Hrsg.) (1989)).

Die interkulturelle Germanistik hat sich von solcher, ja keineswegs völlig abwegiger Kritik nie irritieren lassen, und sie hat dafür einen hohen Preis gezahlt: den des wissenschaftlichen Stillstands. Vergleicht man etwa Wierlachers programmatische Entwürfe zur Gründung der GIG 1984 (vgl. Wierlacher 1985) mit seinem rückblickenden Resümee nach 10 Jahren (vgl. Wierlacher 1994), dann läßt sich eine wirkliche Weiterentwicklung kaum ausmachen. Auch auf einigermaßen handfeste Ergebnisse kann die interkulturelle Germanistik kaum zurückblicken. Über die programmatische Forderung, die "Kulturenbedingtheit" germanistisch-literaturwissenschaftlicher Betätigung verstärkt zu reflektieren und die Lektüre deutschsprachige Literatur aus fremdkultureller Perspektive als Bereicherung aufzufassen, ist man bis heute nicht wesentlich hinausgelangt.

Bietet der vorliegende Tagungsband hier vielleicht mehr? Enthält er Hinweise auf eine inhaltliche und/oder methodische Neu- und Weiterentwicklung der interkulturellen Germanistik? Geht man mit dieser Fragestellung etwa an die Lektüre der umfangreichen Einleitung *Blickwinkel der Interkulturalität. Zur Standortbestimmung interkultureller Germanistik* (S. 23-64) von Alois Wierlacher und Ursula Wiedenmann, so stellt sich zunächst Enttäuschung ein. Da ist viel von Altbekanntem die Rede: von der Kulturengebundenheit germanistischer Tätigkeit, vom Pluralismus und von der Bereicherung germanistischer Forschung durch eben diesen Pluralismus der kulturell differenten Zugänge zu deutschsprachiger Literatur. Von der Diskussion vergleichbarer "Blickwinkel"-abhängiger, d.h. letztlich hermeneutischer Ansätze in der Geschichtswissenschaft, der Ethnologie und Soziologie her gerät die Reflexion aber dann doch auf eine andere, nämlich erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Ebene. Wierlacher/Wiedenmann beanspruchen nämlich für ihre Kategorie des "Blickwinkels" geradezu transzendente Bedeutung im Sinne Kants, insofern

es sich dabei um eine zu den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt gehörige Kategorie handele:

-2-

[...] unsere Diskussion des Ausdrucks ‚Blickwinkel‘ bezieht sich weder auf visuelle Wahrnehmungen im Sinne des empirischen Augenwinkels, der einen Sehausschnitt bezeichnet, noch auf kulturanthropologische Konzeptionen, es geht um kategoriale Grundlagen des Wahrnehmens, Erkennens und Urteilens und deren Qualität als Verknüpfung natürlicher und kultureller Konstituenten der Erkenntnis, also um die Konstitution eines transzendentalen Begriffs (43).

Eine ausgesprochen interessante These, die nicht unter inhaltlichem Aspekt, wohl aber im Hinblick auf ihre erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Implikationen ein neues Reflexionsniveau im Rahmen der interkulturellen Germanistik anzudeuten scheint. Die geweckten Erwartungen werden aber schon bald wieder enttäuscht, denn die besagten Implikationen werden im folgenden nicht weiter entfaltet. Tatsächlich ist aber die Kulturabhängigkeit allen Wissens, von der bei Wierlacher/Wiedenmann die Rede ist, keine neue Einsicht, und auch die Probleme, die damit verbunden sind, sind spätestens seit der Entwicklung der Wissenssoziologie durch Karl Mannheim in den 20er Jahren bekannt. Aber diese Probleme stellen sich in Zeiten postmoderner Beliebigkeit und eines allumfassenden, auch wissenschaftlichen Pluralismus neu: Wenn Wissen und Erkenntnis tatsächlich kulturell konstituiert (oder konstruiert) werden, wie steht es dann mit der Intersubjektivität wissenschaftlicher Erkenntnis und wissenschaftlicher Geltungskriterien? Was unterscheidet wissenschaftliche von nicht-wissenschaftlichen Behauptungen und Hypothesen? Welchen Sinn kann es dann noch haben, überhaupt wahre und falsche Sätze unterscheiden zu wollen? Diese und ähnliche Fragen drängen sich auf, wenn von einer kategorialen Standpunktabhängigkeit der Erkenntnis die Rede ist, aber sie werden von Wierlacher/Wiedenmann nicht etwa nur nicht beantwortet, sie werden nicht einmal gestellt. Hier zeigt sich wieder einmal das schon häufiger beklagte Defizit der interkulturellen Germanistik an gründlicher theoretischer Reflexion ihrer eigenen methodischen Prämissen - insofern also nichts Neues.

Unter dem Stichwort ‚Forschungsdefizite‘ kommt dann aber doch eine im Rahmen der interkulturellen Germanistik bisher völlig unerhörte Selbstkritik zur Sprache, die einen Mangel an "inhaltlichem Kulturwissen", das Fehlen einer "systematischen Theorie der Interkulturalität" (48) und die inflationäre und tautologische Verwendung des Wortes ‚interkulturell‘ beklagt und entsprechende konkrete Forschungsprojekte einfordert, die die tatsächlich eklatanten Defizite zu beheben in der Lage wären:

Nach wie vor ist ungeklärt, wie die leitenden Grundkategorien entsprechender Lektüren, von ihrem Kulturbegriff über das Deutschlandbild bis zur landeskundlichen Funktionsbestimmung der Literatur, aussehen und erforscht werden können, welche kultur- und textsortenspezifischen Argumentationsformen es in den verschiedenen Kulturen gibt, welche von diesen Formen für welche Kulturregionen akzeptabel sind und welche nicht. Unklar ist bis heute ebenfalls, wie die kulturvariablen Regularien überhaupt erfaßt werden sollen und können, die den wissenschaftlichen Umgang mit

fremdkultureller Literatur steuern [...]. (50)

Bei der Lektüre dieser Mängelliste, die hier nur in Auszügen zitiert wird, drängt sich einem schon die Frage auf, was die interkulturellen Germanisten eigentlich in den vergangenen 10-15 Jahren gemacht haben? Wofür sind die öffentlichen Forschungsgelder, mit denen man ja von Anfang an reichlich bedacht wurde, eigentlich verwendet worden? Wie dem auch sei, sehr zu begrüßen sind jedenfalls das offensichtlich gewachsene Problembewußtsein und die Perspektive, die Wierlacher/Wiedenmann der weiteren Entwicklung der interkulturellen Germanistik eröffnen, nämlich die Erweiterung ihrer Fragestellungen über die hergebracht philologischen hinaus in Richtung einer kulturwissenschaftlichen Mentalitätsforschung, wie sie von manchen Vertretern der Romanistik und Anglistik in Deutschland und von einer weitgehend entphilologisierten Variante der German Studies in Großbritannien und in den USA bereits praktiziert wird.

-3-

Die modische und inflationäre Rede vom ‚Interkulturellen‘ hat allzu lange davon abgelenkt, daß wir über die Kulturen selbst, die da in einen Dialog miteinander gebracht werden sollen, wenig wissen. Dies ist nicht nur ein Problem der interkulturellen Germanistik, sondern auch anderer Forschungsdisziplinen, die sich mit dem ‚Zwischen‘ der Kulturen beschäftigen und die in den Plenarbeiträgen unseres Bandes ausführlich zu Wort kommen: der interkulturellen Psychologie (Alexander Thomas), der interkulturellen Philosophie (Franz M. Wimmer), der interkulturellen Pädagogik (Michele Borrelli) und der interkulturellen Managementforschung (Jürgen Bolten). Deutlich wird dies vor allem in dem lesenswerten Beitrag von Alexander Thomas zur interkulturellen Psychologie (S. 145-161). Im Gegensatz zur Kulturvergleichenden Psychologie, die empirisch-analytisch verfähre, aber auch zur Kulturpsychologie, die "das handelnde Individuum in seiner Interaktion mit einem bedeutungsvollen Kontext oder bei seiner Konstruktion und Rekonstruktion kontextbezogener kognitiver und affektiver Schematisierungen analysiert" (149), interessiert sich die interkulturelle Psychologie gerade für die "kulturellen Überschneidungssituationen", das Aufeinandertreffen von Individuen unterschiedlicher kultureller Sozialisation und für die Lern- und Handlungsprozesse von Individuen in solchen Situationen. Thomas bietet durchaus brauchbare Definitionen zentraler Begriffe wie ‚Kultur‘, ‚Kulturstandards‘ und ‚interkulturelles Lernen‘, die aber auch aus seinen früheren Veröffentlichungen schon bekannt sind. Am Ende wird der hier zunächst abstrakt-theoretisch entwickelte Prozeß des interkulturellen Lernens an einem konkreten Beispiel veranschaulicht: der Begegnung zwischen Deutschen und Amerikanern, die, das belegen einschlägige Erfahrungsberichte immer wieder, interpersonale Begegnungssituationen in jeweils unterschiedlicher Weise organisieren. Während die amerikanische Art des interpersonalen Distanzmanagements als "Distanzminimierung" bezeichnet werden könne, sei auf Deutsche eher der Ausdruck "Distanzdifferenzierung" zutreffend. Das Wissen um derartige Unterschiede, so Thomas, könne die in interkulturellen Begegnungssituationen zwischen Deutschen und Amerikanern häufigen Frustrationserlebnisse vermeiden helfen.

Es soll nicht bezweifelt werden, daß das, was Thomas "Distanzdifferenzierung" nennt, in Deutschland tatsächlich einen dominanten Kulturstandard darstellt - unklar ist aber der

erkenntnistheoretische Status einer solchen Aussage. Handelt es sich um eine empirisch belegte Generalisierung nach dem Muster "Alle Deutschen verhalten sich so und so", und wenn ja, wie ließe sich diese verifizieren bzw. falsifizieren? So, wie die Aussage bei Thomas daher kommt, beruht sie auf einigen Erfahrungsberichten deutscher und amerikanischer Studenten mit leichtem Hang zur Stereotypisierung. Hier liegt m.E. das Problem bei der Erforschung des Interkulturellen: Was konkret ist ein Kulturstandard und wie lassen sich Kulturstandards zuverlässig beschreiben und erforschen? Wie läßt sich die Gefahr, in der Formulierung von Kulturstandards stereotypische Klassifizierungen miteinfließen zu lassen, minimieren? Bevor wir tatsächlich substantiell von ‚interkulturellem Lernen‘ und ‚interkultureller Psychologie‘ sprechen können und entsprechende Forschungsrichtungen etablieren, sollten wir in der Lage sein, die für einzelne Kulturen geltenden Standards, d.h. Mentalitäts- und Verhaltensmuster, einigermaßen zuverlässig und empirisch valide zu identifizieren. Davon aber sind wir tatsächlich noch weit entfernt, eine Kulturwissenschaft, die derartiges zu leisten imstande ist, die die hergebrachten Fächergrenzen aufbricht, nicht disziplin-, sondern problemorientiert arbeitet und dabei Forschungsansätze ganz unterschiedlicher Provenienz einbezieht, zeichnet sich gerade erst ab.

-4-

Spätestens an dieser Stelle droht diese Rezension die Regeln ihrer Textsorte zu verletzen und sich zum programmatischen Beitrag zur Sache zu emanzipieren - kehren wir also lieber zurück zum Thema, nämlich zu unserem Tagungsband. Einige Beiträge aus den sieben Sektionen verdienten eigentlich eine ausführlichere Diskussion, als sie an dieser Stelle geleistet werden kann, immerhin sollen aber doch einige dieser Beiträge zu Wort kommen, sei es, weil sie in besonderer Weise Zustimmung verdienen, sei es, weil sie zur Kritik herausfordern oder sei es schließlich, weil beides der Fall ist.

Mit großer Zustimmung wird man den anregenden Beitrag von Hans-Jürgen Krumm *Fremdsprachenlernen und Fremdsprachenlehrausbildung im Kontext europäischer Mehrsprachigkeit* (S. 275-292) in der Sektion ‚Sprachdidaktik‘ lesen, der einige an anderer Stelle publizierte Überlegungen Krumms zur Mehrsprachigkeit und zur Deutschlehrausbildung wieder aufgreift. Ausgangspunkt der Argumentation ist die Tatsache der Mehrsprachigkeit unserer Umwelt, auch und gerade in Europa, woraus sich Konsequenzen für das Fremdsprachenlernen und die Ausbildung von Fremdsprachenlehrern ergeben. Die Sensibilisierung für das Leben in einer mehrsprachigen Umgebung und die Befähigung zur interkulturellen Kommunikation seien vorrangige Ziele von Fremdsprachenunterricht. Ein Fremdsprachenunterricht, der dieser Aufgabe gerecht werden wolle, müsse aber Mehrsprachigkeit in seine Angebote einbeziehen, müsse z.B. in den Curricula berücksichtigen, daß Fremdsprachenlerner bereits über andere Fremdsprachen und über einschlägige Lernerfahrungen verfügen. Was die Ausbildung von Fremdsprachenlehrern angeht, so plädiert Krumm zunächst für eine Abkehr vom Prinzip des ‚Methodentransfers‘, d.h. von der Übernahme deutscher bzw. westlicher Modelle durch die Bildungsinstitutionen in allen Teilen der Welt. Es sei ein weniger disziplinorientierter als berufs- und praxisorientierter Ansatz der Lehrerausbildung zu entwickeln. Krumm ist zwar deutlich (und zu recht) für eine Entphilologisierung der Lehrerausbildung, betont aber gleichwohl auch die Bedeutung von Kultur und Literatur (vgl. S. 285 f.). Besonderen Wert legt Krumm abschließend auf die

Ausbildung der Ausbilder und fordert, daß "Qualifizierungsprogramme für Lehrerausbilder" hohe Priorität genießen sollten (S. 289).

In der Sektion ‚Interkulturelle Linguistik‘ berichten Georg Stötzel und Martin Wengeler über ein Projekt zur Erforschung des Wortschatzes der Sprache der Öffentlichkeit in Deutschland (S. 383-398), das, wie die Autoren zu recht meinen, auch für eine an den heterogenen Tendenzen einer Gesellschaft interessierte Landeskunde von Bedeutung sein kann. Fritz Hermanns und Miaogen Zhao arbeiten in ähnlicher Weise kulturelle Unterschiede anhand eines Begriffsvergleichs von ‚Arbeit‘ im Deutschen und Chinesischen heraus. Während sich der Arbeitsbegriff in Deutschland im 19. Jahrhundert von körperlicher auf geistige Arbeit ausgedehnt habe, kenne das Chinesische keinen vergleichbar umfassenden Begriff, hier habe sich vielmehr begriffsgeschichtlich die klare Trennung zwischen der mehr oder weniger verachteten körperlichen und der höher geschätzten geistigen Arbeit gehalten, auch über die Kulturrevolution der 60er Jahre hinaus.

-5-

In der Sektion ‚Literaturforschung und Literaturlehrforschung‘ diskutiert Horst Steinmetz mit ‚Aneignung‘ eine für das Verstehen fremdkultureller literarischer Texte in der Tat zentrale Kategorie. ‚Aneignung‘, so Steinmetz, könne bedeuten, daß ein fremdkultureller Leser sich den Text ‚aneignet‘, ihn in seinen (eigen)kulturellen Rahmen ohne Rest einordnet und dabei den fremdkulturellen Eigenwert ignoriert. Es könne aber auch bedeuten, daß der Leser bereit ist, sich auf die vom Text ausgehende Fremdheitszumutung einzulassen, also nicht den Text sich selbst, sondern sich dem Text anpaßt. Diese letztere Art des ‚aneignenden‘ Umgangs mit literarischen Texten ist zweifellos im Rahmen einer interkulturelle Kompetenz anstrebenden Forschungsrichtung die sinnvollere und sollte in fremdkulturellen Lehr- und Lernprozessen als Leitbild dienen. Höchst problematisch aber werden Steinmetz‘ Ausführungen, wenn er die beiden aneignenden Zugangsweisen mit einer Unterscheidung zwischen dem "durchschnittlichen Leser" auf der einen und dem "Literaturwissenschaftler" auf der anderen Seite verknüpft und dem "Leser", der bei Steinmetz offenbar grundsätzlich mit unterentwickelten intellektuellen Fähigkeiten ausgestattet ist, die quasi widerrechtliche Aneignung des Textes zuordnet, dem auf nicht nur intellektuell, sondern vor allem auch moralisch höherer Ebene angesiedelten Literaturwissenschaftler hingegen die wahrhaft interkulturelle Begegnung vorbehält:

Die literaturwissenschaftliche Interpretation hat stellvertretenden und repräsentativen Wert. Sie zeigt nämlich das mögliche Verhalten einer Kulturgemeinschaft gegenüber fremden Kulturen. Die Aneignung, die in ihr vollzogen wird, wird damit zu einem moralischen Appell, zu einer kulturpolitischen Tat, kann selbst als Ziel eines kulturpolitischen Programms verstanden werden. (S. 450 f.)

Eine solche Kompetenzaufteilung ist meiner Ansicht nach völlig inakzeptabel, da sie den Literaturwissenschaftler zu einer Art höheren Wesens erklärt, das den Niederungen des "bloßen Lesens" enthoben ist und sich ohne weiteres zum Repräsentanten seiner Kulturgemeinschaft verallgemeinern kann und muß. Aber vor allem unter didaktischem Gesichtspunkt ist eine derartige Dichotomisierung eher kontraproduktiv, weil zum einen eine Aneignung im ersten Sinn in Unterrichtssituationen ihren berechtigten Platz haben kann und

daher nicht verteufelt werden sollte und weil zum anderen die von der Literatur ausgehende Fremdheitserfahrung nicht einer privilegierten menschlichen Spezies vorbehalten werden, sondern zu einem für alle erreichbaren Lehr- und Lernziel des Literaturunterrichts gemacht werden sollte.

Das von Steinmetz angesprochene Problem einer im eher fragwürdigen Sinn aneignenden Lektüre eines fremdkulturellen Textes läßt sich in dem Beitrag von Gizela Kurpanik-Malinowska über die Arbeit mit Kurt Drawerts Wende-Text *Haus ohne Menschen* (1990) an einer Pädagogischen Hochschule in Polen gut studieren. Drawerts schwieriger und düsterer Text, so heißt es hier, sei von den polnischen Studierenden ohne weiteres auf deren eigene Erfahrung bezogen worden:

Eindeutig: Von den jungen polnischen Lesern ist *Haus ohne Menschen* als ein Text über ihre unmittelbare Umgebung, über ihre Wirklichkeit identifiziert und *erkannt* worden. Sie waren auch alle in der Lage, die vom Autor beabsichtigte parabolische Aussage des Textes zu erkennen. Drawerts Text wurde also als ein Text über die Wirklichkeit im heutigen Polen, im Polen nach dem Untergang der sozialistischen Gesellschaftsordnung gelesen und gedeutet [...]. (S. 528)

-6-

Damit aber wird der Text von Drawert zu einem polnischen Text, der nur zufällig in deutscher Sprache geschrieben wurde und der im Unterricht vor allem die eigenen Erfahrungen der Lerner bestätigen kann und soll. Tatsächlich reflektiert der Text aber doch die sehr spezifisch ostdeutsche Erfahrung der Kolonisierung durch die ‚Wessis‘, die in vergleichbarer Weise in Polen nicht stattgefunden hat. Diese Erfahrung ist im Text beispielsweise in dem immer wieder verwendeten Wort "Entsorgungsproblem" greifbar, einem Wort, das genuin westlich ist und gerade darum die (auch sprachliche) Vereinnahmung Ostdeutschlands durch den Westen zum Ausdruck bringt. Dies aber müßte ein für sprachliche und kulturelle Differenzierungen sensibler Literaturunterricht berücksichtigen und so eine allzu schnelle und vordergründige ‚Aneignung‘ des Textes zumindest hinterfragen.

Aus der Sektion ‚Kulturvergleichende Landeskunde‘ soll der Beitrag von Bernhard R. Martin *Landeskunde zwischen Deutsch als Fremdsprache und German Studies: Überlegungen zur Theorie eines Faches* (S. 575-584) erwähnt werden, der die Ansätze des Passauer Modells einer kulturwissenschaftlichen Landeskunde für Deutsch als Fremdsprache bzw. für die German Studies in Nordamerika fruchtbar machen will. Landeskunde sei demnach kein multi- oder interdisziplinäres ‚Unfach‘, das quer zu den hergebrachten akademischen Disziplinen stehe und weder über einen eigenständigen Gegenstandsbereich noch eigene Forschungsmethoden verfüge, Landeskunde sei vielmehr eine neue, die traditionellen Fächergrenzen infragestellende eigenständige kulturwissenschaftliche Disziplin.

Einen gewissen Eindruck davon, wie so etwas aussehen könnte, bietet Rudolf Muhrs Beitrag über *Kulturstandards in Österreich, Deutschland und der Schweiz im Vergleich - Sprache und Kultur in plurizentrischen Sprachen* (S. 743-757). Muhr plädiert - sicher zu recht - für eine differenzierte Behandlung des Begriffs ‚Kultur der deutschsprachigen Länder‘ und für eine stärkere Anerkennung des "plurizentrischen" Charakters des deutschsprachigen Kulturraums.

Zum Beleg zieht er empirische Daten aus der politischen Kulturforschung heran, die die jeweils unterschiedlichen Einstellungen der Deutschen, Österreicher und Schweizer zu Staat und Nation ausweisen. Dies geht über die häufig eher impressionistische Redeweise über Kultur hinaus, bleibt allerdings bei den aufgrund von Umfragen gewonnenen Daten stehen. Muhr bemüht sich kaum um eine Einbeziehung beispielsweise historischer Zusammenhänge, die - etwa im Rahmen einer kulturwissenschaftlichen Landeskunde - die Umfragedaten in größere Kontexte einordnen und so verständlich machen könnten.

Aus der Sektion ‚Medien und Mediendidaktik‘, die erstmals bei einer Tagung der GIG eingerichtet wurde, soll abschließend auf den Beitrag *„... die Sprache der Liebe ist international“*. *Interkulturelle Konzepte heutiger Pornographie* (S. 875-884) von Werner Faulstich und Gerhard Schäffner eingegangen werden, nicht nur wegen seines durchaus originellen Gegenstands, sondern auch wegen der Schlußfolgerungen, zu denen die Autoren aufgrund ihrer Analysen kommen. Faulstich/Schäffner beantworten nämlich die vom Sektionsleiter Götz Großklaus in seinem einleitenden Sektionsbericht gestellte Leitfrage, inwieweit sich gerade infolge der modernen Unterhaltungs- und Kommunikationsmedien eine weltweit einheitliche Medienkultur herausbilde, eindeutig positiv. Die Untersuchung der in verschiedenen medialen Formen vertriebenen Pornographie (Printmedien, Video, CD-ROM) weise eine klare Tendenz zur globalen Angleichung der visuellen Darstellungsmodi auf:

-7-

Die interkulturellen Konzepte heutiger Pornographie haben, spätestens mit der Strukturangleichung der Produkte an jene der Bedürfnisse der Konsumenten, eine gewisse Universalisierung, zumindest im Sinne von Amerikanisierung der Kommunikation bereits erreicht (S. 884).

Dies mag für den speziellen Fall der Pornographie durchaus zutreffen, die Autoren bleiben aber bei dieser vergleichsweise bescheidenen Diagnose nicht stehen, sondern sprechen der Pornographie eine Vorreiterrolle im Hinblick auf eine allgemeine Angleichung kultureller Darstellungs- und Wahrnehmungsmuster in allen Bereichen zu (*„Die Pornographie ist die Avantgarde der Welt-Kultur“*, ebd.), die durch nichts, am wenigsten durch die eigenen Analysen der Autoren, gerechtfertigt ist.

Fazit: Der vorliegende Sammelband ist in vieler Hinsicht nicht mehr als eben ein weiterer Sammelband zur interkulturellen Germanistik. Über weite Strecken findet sich Altbekanntes und - mit Verlaub - auch Langweiliges. Und doch deuten sich hier und da auch Neuentwicklungen an, die die interkulturelle Germanistik weiterverfolgen sollte, wenn sie ihren Stillstand endlich überwinden will. Sie muß die von Wierlacher/Wiedenmann aufgelisteten Forschungsdefizite aufarbeiten, und sie sollte den sich gelegentlich andeutenden Weg zu einer seriösen kulturwissenschaftlichen Forschung konsequent einschlagen. Nicht einer interkulturellen Germanistik im bisherigen Sinn, sondern einer sich für tatsächlich kulturwissenschaftliche Fragestellungen öffnenden und ihre spezifische Kompetenz in derartige Forschungen einbringenden Germanistik gehört die Zukunft - vielleicht nicht im deutschsprachigen Raum, sicher aber im Ausland.

Literatur:

Wierlacher, Alois. (1980). Deutsch als Fremdsprache. Zum Paradigmawechsel internationaler Germanistik. Zugleich eine Einführung in Absicht und Funktion des vorliegenden Bandes. In: Alois Wierlacher. (Hrsg.), *Fremdsprache Deutsch. Grundlagen und Verfahren der Germanistik als Fremdsprachenphilologie*. Bd. 1. München: Fink, 9-27.

Wierlacher, Alois. (1985). Mit fremden Augen oder: Fremdheit als Ferment. Überlegungen zur Begründung einer interkulturellen Hermeneutik deutscher Literatur. In: Alois Wierlacher. (Hrsg.), *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München: Iudicium, 3-28.

Wierlacher, Alois. (1994). Zur Entwicklungsgeschichte und Systematik interkultureller Germanistik (1984-1994). Einige Antworten auf die Frage: Was heißt "interkulturelle Germanistik"? In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 20, 37-56.

Zimmermann, Peter. (Hrsg.) (1989). *'Interkulturelle Germanistik'. Dialog der Kulturen auf Deutsch?* Frankfurt a.M. u.a.: Lang.

CLAUS ALTMAYER
Universität des Saarlandes

Copyright © 1998 *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*

[Zurück zur [Leitseite](#) der Nummer im Archiv]